

## **Kultur des Rufens**

*Von Eva-Maria Faber*

Im Erzbistum Poitiers sind auf der Basis von synodalen Prozessen, die bis in das Jahr 1988 zurückreichen, radikale Umstrukturierungen der pastoralen Räume vorgenommen worden. 604 Pfarreien wurden in 74 Sektoren zusammengelegt. Statt einer Zentralisierung wurde jedoch eine Stärkung des Lebens der Kirche vor Ort angestrebt. Seit 1995 entstanden etwa dreihundert örtliche Gemeinden, für die jeweils eine Basiséquipe von beauftragten Laien Sorge trägt. Bischof Albert Rouet zufolge geht es um eine „kopernikanische Wende: Nämlich um den Übergang aus dem Zustand, in dem Laien als fleissige und tüchtige Mitarbeiter um den Priester kreisen, um ‚dem Herrn Pfarrer zu helfen‘, hin zu dem Status wirklicher, verantwortlicher Gemeinden – mit einem Priester zu ihrem Dienst, der von Gemeinde zu Gemeinde geht und sich für jede Zeit nimmt“ (Rouet 27).

Ein 2009 erschienenes Buch (Angaben siehe unten) stellt die Erfahrungen mit diesem Prozess vor. Der hier vorgelegte Beitrag möchte Auszüge aus diesem Buch kommentierend als Anregungen vorlegen.

## **Verantwortlichkeit von Laien in der Kirche**

Die hier ausgewählten Texte betreffen weniger die Strukturveränderungen als solche, die gegenwärtig kaum so auf die Schweizer Verhältnisse übertragbar sind. Allenfalls kann am Rande vermerkt werden, dass man in der Diözese von Poitiers eine Verantwortlichkeit von Laien in der Kirche mühsam aufbaut, die hierzulande eine viel grössere Selbstverständlichkeit hat. So beklagt Erzbischof Albert Rouet die Passivität und Resignation, die als Folge einer Entmündigung der Glieder der Kirche zu Anfang des Prozesses zu spüren waren. Es sei ein „traurige[r] Tatbestand, dass Leute, die anderweitig ihren Beruf ausüben, in Vereinen mitmachen, in einem Gemeinderat sitzen, in der Kirche ganz spontan den Ort ihrer Nichtzuständigkeit bzw. Unfähigkeit sehen, an dem sie unmündig bleiben. In der Kirche hat man zu folgen. Man hilft allenfalls mit. Aber aus ihrer Sicht ist sie weder ein Bereich für eigene Initiativen noch für normale Übernahme von Verantwortung. Die von ihnen empfundene Unfähigkeit bzw. Nichtzuständigkeit kommt als erstes hervor, wie eine erwiesene Tatsache, Folge einer lang andauernden Passivität“ (Rouet 33f).

---

Theologie und Seelsorge



Internetzeitschrift der Theologischen Hochschule Chur  
[www.thchur.ch](http://www.thchur.ch)

3. Februar 2011

Diese Beobachtungen „hinterlassen die Frage nach dem realen Zustand des Volkes Gottes. Was hat es wohl in eine solche Passivität und Untertänigkeit geführt? ... Allen wurde doch das Sakrament der Firmung gespendet. Was ist daraus geworden? Ist es nicht ein Widerspruch, die Firmung zu spenden, die Christen aber nicht wirklich als Erwachsene zu behandeln? Der Chef eines Unternehmens, der aktiver Christ ist, steht mit weniger Rechten vor seinem Pfarrer als ein junger Mönch vor seinem Prior“ (Rouet 34).

### **Kultur des Rufens**

Die Aufmerksamkeit gilt im Folgenden dem, was die Verantwortlichen in Poitiers eine „Kultur des Rufens“ nennen. Eine diözesane Synode von 2003 formulierte die Überzeugung, „dass wir von einer passiven Haltung, in der wir Berufungen, so wie sie uns entgegenkommen, annehmen, übergehen müssen zu einer aktiven Haltung, in der wir Frauen und Männern und besonders auch jungen Menschen in allem Respekt vor der Freiheit eines jeden spezifische Berufungen vorschlagen“ (zit. 140).

Bischof Albert Rouet schliesst daran an, wenn er für die Zukunft eine Kultur des Rufens für unabdingbar hält. „Eine Gemeinde lebt nur, wenn sie zur Übernahme von Verantwortung ruft. Das ganze Volk Gottes hat mit dem Rufen zu tun“ (Rouet 42).

Auf einer ersten Ebene kommt solches Rufen in den Blick, wenn es um die Sorge von Verantwortungsträgern und Mitarbeitenden in den örtlichen Gemeinden geht. Zusammenarbeit wird gross geschrieben, und so gehört zu jedem Auftrag die Suche nach Mitarbeitenden wie auch nach jenen, die den eigenen Auftrag später weiterführen können. „Jeder Verantwortliche hat die Mission, Menschen zu rufen, die mit ihm zusammenarbeiten. Auf diese Weise breitet sich in einer Kirche, die ruft, weil sie selbst gerufen ist, eine Kultur des Rufens aus“ (Rouet 32). „In dem Mass, in dem er sich gerufen weiss, wird jeder zum Rufenden für andere“ (Russeil 99).

Dabei wird in Erfahrungsberichten betont, wie wichtig es sei, die Zeiten für die Übernahme von Verantwortlichkeiten zu begrenzen. Die Beauftragung der Mitglieder der Basiséquipes ist auf drei Jahre beschränkt und kann nur einmal um drei Jahre verlängert werden, um Erstarrung zu vermeiden. „Sehr früh haben wir gemerkt, dass nichts so sehr zur Erstarrung führt, wie wenn Aufgaben für unbestimmte Zeit übernommen werden. Wenn in einer Pfarrei die Katechese seit siebzehn Jahren von ein und derselben Person erteilt worden ist, kann man getrost davon ausgehen, dass sich für sie kein Ersatz finden wird. Kein Freiwilliger wird bereit sein, sich auf einen nicht terminierten Vertrag einzulassen“ (Rouet 29). Nicht nur das: fehlender Wechsel von Verantwortlichkeiten führt zu Ermüdungserscheinungen. „Wenn Verantwortlichkeiten zeitlich nicht begrenzt werden, führt das meistens dazu, dass man auf dieselben Personen zurückkommt. Dann rekrutieren sich die Leute aus dem Kreis der Überlasteten und Ermüdeten und das führt unweigerlich

zu Lähmung und Abnutzung dort, wo die Kraft entstehen müsste, andere zu rufen. Diese Situation lässt nicht wenige zögern, eine Verantwortung zu übernehmen, auch wenn sie ihren Möglichkeiten entspricht. Die regelmässige Erneuerung von Verantwortlichkeiten bezeugt, dass der Glaube vor allem ein Ereignis der Gnade ist“ (Russeil 98).

Diese Kultur des Rufens wird die ausdrücklich als Kultur der Offenheit und des Vertrauens entfaltet. Zwei Tendenzen der blossen Bewahrung werden benannt: „Zum einen beschränkt man sich beim Rufen auf die Menschen, deren Möglichkeiten man schon kennt. Das macht es schwer, den Kreis der Beziehungen zu öffnen, an jemanden ausserhalb dieses Kreises heranzutreten und so ein gewisses Risiko einzugehen und bereit zu sein, neue Leute in neue Formen des Glaubenszeugnisses einzuführen. Zum anderen rufen wir allzu gern Leute zu dem, was wir selbst tun. Wir sind ja gern bereit, jemanden zu rufen, solange andere es so machen wie wir. ... Dabei werden gerade erst durch das Rufen eine antwortfähige Freiheit und eine Fähigkeit, initiativ zu werden, geweckt“ (Russeil 98). Kurz: „Rufen ist der beste Weg, um Freiheit und Verantwortung hervorzurufen“ (Russeil 100).

Die Kultur des Rufens soll gerade neue Begabungen zum Zuge kommen lassen, damit neue Gestaltungsweisen kirchlichen Lebens wachsen. Dazu ist es notwendig, den Kreis zu öffnen für jene, die im Umfeld dessen, was wir Kerngemeinde nennen würden, „am Glauben interessiert sind, ohne als sogenannte Praktizierende erkennbar zu sein. Sie sind bereit, irgendwo mitanzupacken und warten oft nur darauf, dass die Kirche sie um etwas bittet. Da öffnet sich eine apostolische Dimension, die nach allen Erfahrungen mehr Ressourcen birgt, als man glauben möchte“ (Rouet 32).

Sehr plastisch beschreibt Bischof Albert Rouet die Situation, in der die örtlichen Gemeinden vor allem in der Übergangsphase zur „zweiten Generation“ standen. Hatten zuerst vornehmlich solche Personen Verantwortung übernommen, die auch vorher schon in der Pfarrei engagiert waren, so musste man nun auf der Suche sein, wer sonst bereit wäre, sich zu engagieren.

„Doch nach sechs Jahren müssen andere Personen gerufen werden. Dann beginnt das Jammern und Stöhnen. ‚Das wird nie klappen! Nach uns gibt es niemanden mehr! Das ist keiner in Sicht!‘ ... Eine solche Situation zu analysieren lohnt sich. Sie zeigt, dass die Christen das Wenigerwerden verinnerlicht haben. ... Sie haben sich daran gewöhnt, unter sich zu bleiben und nur die wenigen Frauen und Männer als Gemeindemitglieder zu betrachten, die sonntags regelmässig zum Gottesdienst kommen, sie haben sich traurig damit abgefunden, Jugendlichen diese Tätigkeiten gar nicht erst vorschlagen zu können. Ausser uns, so meint man, gibt es niemanden. ... Als letztes Argument antworten die alten Mitglieder der Equipe stellvertretend für diejenigen, die sie gar nicht erst gefragt haben: ‚Sie werden alle nicht können! Sie werden Nein sagen! Man kennt sich ja gar nicht!‘ Woher wissen sie das?

Das Rufen hat nicht funktioniert, weil die Nähe zu eng geschneidert wurde. Es ist einfach so, dass sich die ‚guten alten Christen‘ oft nicht trauen, auf andere zuzugehen. Dabei werden ihre Ängste durch die Tatsachen widerlegt. Alle örtlichen Gemeinden in Poitiers haben sich erneuert ... Die Erneuerung geschieht mit Leuten, die der Kirche eher von fern verbunden waren, die mit Freude auf den ihnen gemachten Vorschlag antworten oder sich manchmal auch von selbst ins Spiel bringen: ‚So eine Kirche würde mich interessieren!‘“ (Rouet 112f).

Prägnant fasst Reinhold Feiter zusammen: „Drei Jahre, selbst sechs Jahre sind schnell vergangen. So bringen sich örtliche Gemeinden und Sektor aber in einen Zugzwang, permanent Ausschau zu halten und Leute zu fragen – und schon bald auch solche fragen zu müssen, die nicht von vornherein ‚platziert‘ sind. Es muss Vertrauen aufgebracht werden, Vertrauen in Personen, in die Fähigkeiten, die in ihnen schlummern, in die Entwicklung, die sie durch die Übernahme von Verantwortung durchlaufen werden“ (Feiter 163).

Derart offen Ausschau zu halten nach Mitverantwortlichen verlangt vor allem eines: Vertrauen. So schliesst Erzbischof Rouet seinen erste Ausführungen mit den Worten: „Alles bisher Gesagte hat nur dann Bedeutung, wenn man Vertrauen hat. Dieses Vertrauen lässt uns den anderen erkennen, den Gott uns als Bruder gibt, als Schwester, die ihre Gaben hat, ihren Unternehmungsgeist und ihre Hoffnung. Die Mission der Kirche geschieht durch jeden und jede. Es ist an uns, dieses Vertrauen, durch das Gott uns existieren lässt, gemeinsam zu leben. Eine Kirche der Gemeinschaft entsteht aus einem solchen Austausch“ (Rouet 42).

### **Rufen zu den Dienstämtern**

Das Rufen ist gemäss Jean-Paul Russeil eine Kunst, als Kirche zu leben (98). Ausdrücklich wird solches Rufen auch auf den Dienst des Priesters bezogen.

Als Antwort auf Vorwürfe, es werde eine Kirche gebaut, die schliesslich auf den Priester verzichtet, wird gezeigt, welches der spezifische und unverzichtbare Dienst der Priester in den kirchlichen Strukturen und auch für die örtlichen Gemeinden ist. Eigens wurde eine Umfrage vorgenommen, um Aufschluss darüber zu gewinnen, welche Vorstellungen die örtlichen Gemeinden von Diözesanpriestern haben.

Erkennbar wird dabei, dass die Verantwortung der Menschen in den örtlichen Gemeinden auch dahingehend geweckt werden soll, dass sie selbst Verantwortung für das „Rufen“ von Personen für den priesterlichen Dienst haben. Dahinter steht die Überzeugung, dass das Entdecken von Berufungen nicht eine innerliche Angelegenheit einzelner Menschen sind, die sich dann als Kandidaten für einen kirchlichen Dienst präsentieren, sondern Aufgabe der Kirche selbst. Es „ereignet sich ein Übergang vom Kandidieren für ein solches

Dienstamt zum Gerufenwerden durch die Kirche und ihre Hirten. Warum sollte die Kirche ... sich ... damit begnügen, auf eventuelle Freiwillige für das Priestertum nur zu warten?“ (Boone 140). Bischof Albert Rouet weist entschieden allen Gliedern der Kirche diese Aufgabe zu und ist zuversichtlich, dass das Volk Gottes innerhalb der Kultur des Rufens erkennt, „dass es auch seine Aufgabe ist, zum Ordensleben und zu den Weiheämtern, Priester und Diakon, zu rufen. Diese sind nicht Dienstämter, die sich ein Einzelner selbst geben oder individuell definieren würde. Sie sind darauf angewiesen, dass zu ihnen gerufen wird; so entsprechen sie dieser Mission des Volkes Gottes, die das Rufen ist“ (Rouet 42).

Vor einiger Zeit begegnete mir die skeptische Anfrage, ob Personen, die sich zum Priester berufen fühlen, nicht eigentlich doch primär einen besonderen Weg für sich selbst suchen und nicht den Dienst im Auge haben. Das hiesse: auf der Ebene der Berufungsfindung wären wir bei einer früheren Auffassung des Priestertums als persönlicher Weg der Vervollkommnung und Heiligung stehen geblieben. Ich teile diese Auffassung nicht. Eine subjektive Empfindung der Berufung zum priesterlichen Dienst kann durchaus dezidiert auf den Dienst des Priesters am Volk Gottes zielen, so wie auch jenseits des kirchlichen Bereichs Menschen bestimmte Berufe anstreben, weil sie den Menschen dienen wollen. Gleichwohl: Weil Dienstämter (der priesterliche Dienst, wie auch pastorale Dienstämter von Laien) wirklich Dienste sind, ist es höchste Zeit, dass die Kirche – gemeint sind hier alle, die sich als Glieder der Kirche verstehen – nicht nur passiv abwartet, ob es Menschen gibt, die sich allenfalls als Kandidaten und Kandidatinnen für Dienstämter präsentieren. Es gilt, auf geeignete Personen aktiv zuzugehen, sie auf ihre Begabungen anzusprechen und ihnen ein Wort des Vertrauens zu schenken: „Ich/wir traue(n) dir einen solchen Dienst zu“. Die Gestalt der Kirche von morgen hängt auch davon ab, wen die Menschen in den Pfarreien für den Weg eines kirchlichen Dienstes ermutigen.

## Literatur

Feiter, Reinhard (Hrsg.); Müller, Hadwig (Hrsg.): Was wird jetzt aus uns, Herr Bischof? Ermutigende Erfahrungen der Gemeindebildung in Poitiers. Ostfildern: Schwabenverlag, 2009.

Darin:

Rouet, Albert: Auf dem Weg zu einer erneuerten Kirche. 17–42.

Russeil, Jean-Paul: Schritte der örtlichen Gemeinden im Glauben. 69–101.

Rouet, Albert: Die örtliche Gemeinde als Institution. 103–117.

Boone, Éric: Örtliche Gemeinden und Dienstämter: Anhaltspunkte, Erfahrungen, Suchbewegungen. 133–148.

Feiter, Reinhard: Die örtlichen Gemeinden von Poitiers – Reflexionen zu ihrer Reflexion. 149–166.